

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 24-25

Artikel: Eine Tragödie in den Felsengebirgen
Autor: Weiss, Elvira
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zartbesaitete Seelen.

streck aus beobachtete ich die aus- und einsteigende Menge, war aber fest entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, bis daß jedes menschliche Wesen außer Sicht sein würde. Da kam denn auch schon die winzige Person auf mich zugeeilt.

Mit weitauferissenen Augen, totenblassen Wangen und bebenden Lippen streckte sie ihre kleinen, zitternden Hände aus: „Gebe Se'n her! gebe Se'n her!“ ruft sie zornig. Ich komme natürlich diesem Wunsch mit äußerster Geschwindigkeit nach.

Sie preßte den Kleinen fast hungrig an sich.

„Nun, hast du mein Portemonnaie gefunden?“ frug ich. Sie warf mir einen zornigen Blick zu, zog das Portemonnaie aus der Tasche und reichte es mir:

„Es lag auf der Bank,“ fügte sie kurz hinzu.

Dann brach aber mit einem Mal ihr ganzer Zorn los. „Und ich bin extra zurückgegangen, um's Ihue zu hole, und dann wolle Se mer noch mei Friedrich Wilhelm stehle.“

„Was will ich?“ frug ich bestürzt.

„Oh! ich hab' Se wohl geiehe, wie Se versucht habe, sich hier hinten zu verstecke.“

Sie vergrub ihre Nase in dem Pompon von Friedrich

Wilhelms Zippelmütze, und über ihre Wangen rollten wieder zwei große, schwere Thränen.

Friedrich Wilhelm lächelte sie auf seine zahnlose, ergögliche Weise an und versuchte spielend seinen nassen Daumen in ihre Augen zu stoßen.

Sie preßte ihn noch inniger an sich:

„diddlum—dum—tra—ra—dum“ — sie lächelte nun auch, ein schwaches, mattes Lächeln — „diddlum—dum — ma hat mer wolle mei Friedrich Wilhelm stehle, gelle du!“

„Mein liebes Kind,“ protestierte ich; denn diese seltsame Auffassung der Begebenheit war denn doch ein bisschen zu stark für mich, „nie in meinem Leben wäre es mir auch nur im Traume eingefallen, deinen Friedrich Wilhelm fortzutragen.“

Doch die winzige Person warf mir nur noch einen ungläubigen, mißtrauischen Blick zu, preßte ihren Friedrich Wilhelm liebevoll an sich und wanderte eiligst mit ihm davon.

Ich sah den Beiden noch lange nach, bis sie in der Ferne in der grauen Nebeldämmerung des Winternachmittags verschwunden waren; dann schlug auch ich den Heimweg ein, mich immer wieder darüber verwundernd, wie viel man doch zuweilen auf einem gewöhnlichen Verbindungsboot erleben kann.

Eine Tragödie in den Felsengebirgen.

Aus dem Amerikanischen von Elvira Weiß.

„Horch! Georg kannst du es hören?“

„Was?“ frug ich unwillig; denn unser beschwerliche Marsch durch die einsamen Felsengebirge hatte mich sehr ermüdet, und ich war gerade beim Einschlafen.

„Hörst du denn nicht den Hund dort drüben im Walde heulen?“

„Hundegeheul?“ sagte ich etwas verwundert. „Das ist wohl nur Einbildung. Wie soll denn ein Hund in diesen Wald kommen? Hundert Meilen in der Runde wohnt keine Seele. Es wird nichts weiteres sein als der Wind, der durch die Tannen sauft. Schlaf ein und ruh' dich aus, das ist viel gescheidter.“

Wilford antwortete nichts, und ich schlief ein. Aber bald nachher fuhr ich erschrocken auf. Wilford stand vor mir, eine Laterne tragend.

„Ich will dir nur sagen, daß ich hinuntergehe und nachsehe, was dem armen Tier fehlt.“



Der Alte mit der Harfe.

„Aber Fred,“ erwiderte ich, „glaube mir, es ist kein Hund hier in der Nähe, es ist nur der . . . Wind,“ wollte ich gerade sagen, als ich das Hundegeheul selbst vernahm. Dabei brauste der Sturm wirklich ganz schaurig durch unsere verfallene Hütte, und draußen war es stockfinster.

„Dem armen Tier ist etwas zugestoßen, schlafen kann ich doch nicht, und es ist wirklich gleich, ob ich mit offenen Augen hier liege oder hinuntergehe und nachsehe,“ sagte Milford gutmütigen Herzens.

Ich versuchte nochmals, ihn abzuhalten. „Es ist wahrscheinlich der Hund eines Indianers, und du weißt nicht, in welche Falle du geraten kannst. Geh' lieber nicht,“ warnte ich ihn.

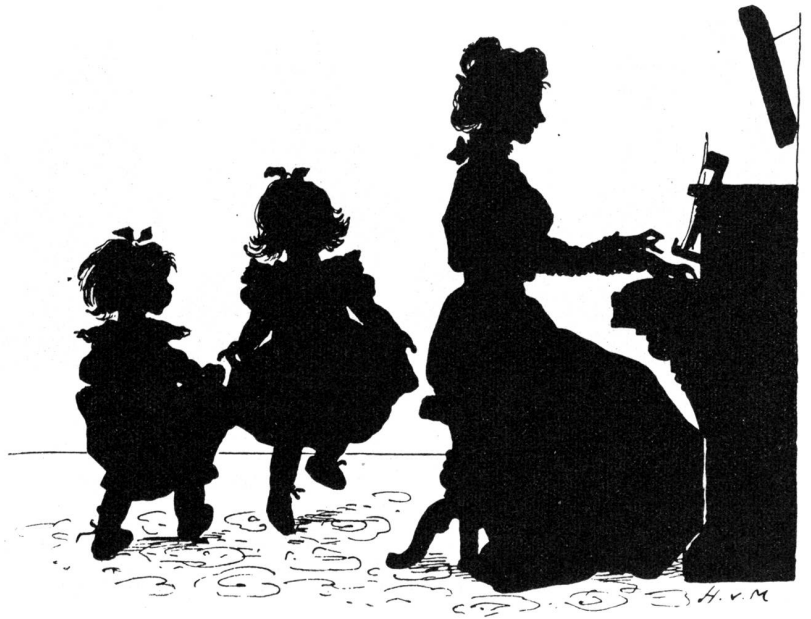
„Ich werde doch gehen, Georg,“ antwortete er. „Es liegt etwas so Klagenendes in diesem Geheul, daß ich es nicht länger anhören kann.“

Damit schlug er die Thüre hinter sich zu. Aber ich rief ihm nach: „Wenn du schon gehen mußt, so begleite ich dich. Aber der Teufel hole den Hund!“ fügte ich ärgerlich bei.

Wir brachen auf und kletterten vielleicht eine Stunde lang zwischen den Felsentrümmern umher. Milford ging mit seiner Laterne voraus nach der Richtung, von wo das Heulen des Hundes herzukommen schien. Aber je weiter wir in die kahlen Felslabyrinth eindrangen, desto vielfältiger wurde das Echo. Der Hund schien tausend Stimmen zu haben, und wir wußten schließlich nicht mehr, wohin uns wenden.

„Ich glaube,“ sagte Milford endlich, „wir sind nach der unrichtigen Seite gegangen.“

In diesem Augenblicke ertönte das jämmerliche Geheul nochmals, und noch ehe das Echo die Laute aufgegriffen hatte, konnten wir feststellen, von wo sie her kamen. Nach halbständigem, mühsamem Klettern hatten wir das Tier gefunden. Es lag wie tot auf einem Felsen hingestreckt; aber als wir uns näherten, hob es seinen Kopf und fing von neuem an zu winseln. Wenige Schritte weit von ihm stand ein armseliges Blockhaus, das einst vielleicht einem Goldsucher als Wohnung gedient hatte, jetzt aber ganz verfallen war. Während Milford das arme Tier streichelte und zu ihm sprach, nahm ich die Laterne und näherte mich dem Blockhaus. Der niedere Eingang ohne jeden Verschuß gähnte mir schwarz entgegen. Meine Laterne empor haltend trat ich vorsichtig ein. Mein erster Blick fiel auf eine anscheinend leblose Gestalt, die auf Lumpen zusammengekauert in einer Ecke lag. Erschrocken fuhr ich zurück und rief Fred herbei. Gefolgt von dem Hunde kam er herangeeilt, und wir näherten uns dem schweigsamen Insaßen dieses öden Raumes. Ich glaube, kein Anblick hat uns jemals so sehr ergriffen. Ein alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart lag auf den Lumpen. Sein faltenreiches Gesicht war abgezehrt und bleich, als hätte der Todesengel es schon geküßt. Seine Hände und entblößten Arme waren nichts als Knochen, die durch die



Erste Versuche.

fahle Haut schimmerten. Im ersten Augenblicke glaubten wir vor einer Leiche zu stehen. Milford neigte sich darüber und fühlte mit der Hand die Brust des Alten.

„Sein Herz schlägt noch, er ist nicht tot!“

Kaum hatte er diese Worte erregt ausgerufen, so öffneten sich die Augen des Alten und starrten uns aus ihren tiefen Höhlen geisterhaft entgegen.

„Seid Ihr es“ — keuchte er erschrocken . . . „habt Ihr mich doch noch erwischt! . . . Die Sheriffs . . .“

Wir beruhigten ihn, indem wir ihm sagten, wir seien Goldsucher, die ihm beistehen würden, soweit es in unserer Macht stünde. Er sah uns lange und forschend an.

„Es ist wirklich ein Wunder,“ murmelte er langsam. Ich bin schon seit einigen Tagen in dieser Hütte, und keine Seele ist hier vorbeigekommen. Wenn ich nicht wüßte, daß Gottes Gericht mich verfolgt, ich würde glauben, Gott hat Euch gesandt. Vielleicht that er es auch aus Erbarmen — da er sieht, daß mein Ende nahe ist.“

Milford erzählte ihm mit sanfter Stimme, auf welche Weise wir ihn gefunden hatten. Des Alten Züge schienen dabei wieder neu aufzuleben, und ein etwas, das wie der Geist eines toten und längst verschwundenen Lächelns schien, glitt über seine farblosen Lippen.

„Ja, der arme, alte Jeff,“ keuchte er mühsam, „war mein treuer und einziger Begleiter in meinem Glend. Schon seit drei Tagen und Nächten liegt er da draußen auf dem Felsen und heult. Ich wundere mich, daß er noch lebt; denn er hat schon lange keinen Bissen Futter mehr gesehen. Ich bin recht froh, daß Ihr gekommen seid, recht froh für ihn. Ich kann nun ruhiger sterben; denn es wird mir leichter sein, Gott und meinem armen Kinde gegenüberzutreten, wenn ich weiß, daß mein guter Jeff versorgt ist. Ihr habt gute Herzen; sonst wäret Ihr nicht hierher gekommen, und ich bin sicher, Ihr werdet Euch seiner annehmen.“

Wir versprachen, alles für den Hund zu thun.

„Der Herr vergelte es Euch,“ murmelte er, „Ihr habt eine schwere Last von mir genommen.“ Dabei legte

er seine zitternde Hand auf seine Brust und sank zurück.

„Ach, ich bin so müde, ich habe schon lange nicht mehr so viel gesprochen,“ lispelte er, „ich muß mich wieder ein wenig ausruhen. Bitte verlaßt mich nicht, wenn ich wieder einschlafen sollte; denn ich habe Euch viel zu erzählen.“

Wir versprachen, bei ihm zu bleiben, und er schloß mit einem schwachen Seufzer seine gebrochenen Augen.

„Ich will rauch gehen und etwas zu Essen herbeiholen,“ sagte Milford. „Du machst einstweilen Feuer in dem alten Kamine und stellst Wasser darauf. Dort liegt ein alter Kessel, den du füllen kannst.“ Dann eilte er fort.

Ich that, wie er mich geheißen. Während der Alte schlief, bereiteten wir Kaffee für ihn und fütterten den Hund. Die Sonne ging eben auf, und der Himmel war mit roter Glut überzogen, die durch den niedern Eingang in die Hütte drang. Die Helle brachte den Alten zum Erwachen. Mengstlich um sich blickend gewahrte er uns und sagte:

„Ach ja, Freunde, ich erkenne Euch wieder. Ich habe eben geträumt und Euch ganz vergessen. Ich habe geträumt, daß die Sheriffs . . .“

Bei diesen Worten hielt er plötzlich inne. Nach einer Pause fuhr er fort: „Kommt näher zu mir und setzt Euch nieder, ich will Euch alles erzählen, bevor ich wieder einschlafe.“ Er trank etwas Kaffee, und dann begann er:

„Vor vielen Jahren lebte ich droben in den Bergen von Nevada. Ich war gerade vierzig Jahre alt, als ein wunderbares Weib in meine Wege kam. Ich dachte, ich könnte ohne sie nicht leben und heiratete sie. Nach einem Jahr schenkte sie mir ein Kind. Es verging nur noch ein Jahr — dann betrog sie mich und lief mit einem Andern davon. Dabei erfuhr ich erst, daß sie mich schon vom ersten Augenblicke unserer Ehe betrogen hatte, und Ihr könnt Euch denken, wie unglücklich ich war. Mein Schmerz war so groß, daß ich das Mädchen, das sie mir gebar, töten wollte. Aber die Leute nahmen es mir weg. Nach einiger Zeit hatte ich mich ein wenig getröstet und sehnte mich nun nach der Kleinen, nach meinem Kinde, dem einzigen Wesen, das mir auf Gottes weiter Erbe nahe stand. Ich nahm sie zu mir, und wenn sie ihre kleinen, runden Arme um meinen Hals schlang und

Dabba rief, machte mich meine Liebe zu ihr ganz verrückt, gerade so, wie es einst mit ihrer Mutter der Fall gewesen. Ich gab ihr den Namen Marie, so hieß meine gute, alte Mutter, und bat Gott, daß sie ihr ähnlich werden möge.

Die Zeit verging, und als sie fünfzehn Jahre alt war, glaubte ich, ihre leibhaftige Mutter vor mir zu sehen, so sehr war sie ihr ähnlich. Ich fühlte den Schmerz der Vergangenheit von Neuem in meiner Brust toben. So oft sie sprach oder lachte, gab es mir einen Stich durch's Herz und es schien mir, als wäre die Falsche zurückgekehrt, um mich zu quälen. Ich ließ es aber dem Kinde nicht merken und sprach nie mit ihr von ihrer Mutter; desto mehr fühlte ich den Schmerz in meinem Innern, Gott allein weiß es. Ja manchmal war ich so unglücklich, daß ich kaum wußte, was ich that.

Eines Tages — ich werde ihn nie vergessen — kam ich aus den Goldgruben nach Hause und fand Marie mit verweinten Augen. Die Mahlzeit war nicht zubereitet, und als ich sie frug, was sie denn habe, deutete sie auf ihren Lieblingshund, der blutend neben der Hausthüre lag. Ein schwerer Karren mit Golberz war über ihn gefahren und hatte ihm eine Pfote abgequetscht. Ich weiß nicht, was ich von diesem Tage an hatte, es war gerade, als ob der Teufel in mich gefahren wäre. „Nimm das Vieh und erschieße es im Walde, wo die alte Hütte steht,“ sagte ich zu Sam, meinem schwarzen Knechte. Marien's Gesicht wurde bei diesen Worten leichenblaß. Aber ich kümmerte mich nicht um sie und verließ das Haus. Als ich wieder zurückkam, frug ich nicht mehr nach dem Hunde, aber ich konnte in Marien's Gesicht lesen, daß Sam ihm den Garaus gemacht hatte.

Drei oder vier Tage später erzählte man sich im Lager, daß etwa zehn Meilen von uns eine Postkutsche von vier maskierten Räubern überfallen worden sei. Zwei Reisende wurden getötet, und die andern ausgeraubt. Einer der Räuber aber erhielt einen Schuß in das rechte Bein; er fiel zu Boden, und dabei verschob sich seine Maske. Der Kutscher erkannte ihn als einen Thunichtgut, Namens Davidson, der sich im vergangenen Winter in der Nähe unseres Lagers herumgetrieben hatte. Sein verwundetes Bein hinderte ihn, seinen Kameraden zu folgen, und man sah ihn, wie er in der Richtung auf unser Dorf im Walde verschwand. Der Sheriff unserer Grafschaft machte sich sofort auf die Suche nach ihm. Man durchstreifte die ganze Umgebung; aber er war nicht zu finden. Nach einer Woche vergebener Mühe wurde ein Preis von ein paar Hundert Dollars auf seinen Kopf gesetzt.

Eines Tages kam Sam, mein Schwarzer, nach Hause und erzählte mir, daß Davidson eine halbe Meile weit nördlich von meinem Gehölze gesehen worden sei.

„Dort kann er unmöglich leben,“ sagte ich Sam, „denn er findet ja dort nichts zu essen.“

Er lachte und antwortete: „Die Leute sagen, daß ihm jemand insgeheim Nahrungsmittel bringt. Man sagt, die Weiber sind alle in ihn verliebt; denn er ist ein sauberer Bursche und soll recht gut tanzen. Und das ist genug, um den Frauenzimmern den Kopf zu verdrehen. Ja man erzählt sich sogar, daß sich eine von ihnen des Nachts fort schleicht und ihm selbst alles Nötige bringt.“

„Das elende Weib soll mit ihm gehängt werden,“ erwiderte ich, wobei mir das Blut heiß zu Kopfe stieg.



Das Gebet einer Jungfrau.



Wehe, wenn sie losgelassen!

Da plötzlich flog es mir durch den Kopf: „Sam,“ jagte ich, „wenn sich Davidson wirklich in meinem Wald aufhält, so wird er sich wohl in der alten Jago-Hütte verstecken.“ Bei diesen Worten trat eben Marie ein. Ganz erschreckt ließ sie eine Tasse Kaffee, die sie mir gerade vorsetzen wollte, fallen, zitterte an allen Gliedern und wurde leichenblau. Als ich sie verwundert anblickte, kniete sie nieder und machte sich verlegen mit den Scherben zu schaffen. Dann verließ sie das Zimmer und ging mir aus dem Wege, so viel sie nur konnte. Dieses Benehmen machte mich stutzig. Der Gedanke, daß Davidson sich vielleicht in der alten Jago-Hütte aufhält, wollte mich nicht mehr verlassen. Und wenn es gar Marie wäre, die ihm des Nachts das Essen bringt? flog es mir plötzlich durch den Kopf. Gott behüte mich vor dieser Schmach! Das könnte ich nicht überleben!

Als meine Marie noch ein kleines Kind war, schwor ich bei Allem, was mir noch heilig war, daß wenn sie jemals in die unsaubern Fußstapfen ihrer Mutter treten sollte, ich sie niederschließen würde. Lieber tot, als ehrlos. Und diese Zeit war, Gott sei's geklagt, nur zu schnell gekommen. Oh, meine Freunde, ich kann Euch das Schreckliche kaum erzählen! Ich wußte an jenem Abend nicht, was ich that. Gequält von den schrecklichsten Gedanken steckte ich meinen geladenen Revolver zu mir und machte mich auf den Weg in den Wald, gerade als es zu dunkeln anfing. Ich begegnete keiner Seele, und es herrschte tiefe Stille. Nach Sonnenuntergang getraute sich niemand mehr in die Nähe der halbverfallenen Jago-Hütte; denn es herrschte die Sage im Dorfe, daß der Geist eines alten Selbstmörders dort umherirre. Ich schlich mich heran und versteckte mich. Inzwischen was es ganz finster geworden. Da plötzlich sah ich jemanden mit einer weißen Schüssel in der Hand herankommen. Oh, schreckliche Entdeckung! Es war meine Marie, mein vielgeliebtes Kind, das ich anbetete. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie ich dabei fühlte. Kaum konnte ich mich fassen, kaum ruhig bleiben. Sie trat in die Hütte und warf die morsche Thüre hinter sich zu. Ich kroch vorsichtig herbei und legte mein Ohr an eine Spalte. Als ich eine Weile gehorcht hatte, hörte ich sagen: „Gute Nacht, mein lieber, alter Bursche, gute Nacht! Morgen Abend komme ich wieder. Ich will dich nicht verlassen und dich pflegen, bis deine Wunde geheilt ist. Hoffentlich lassen sie dich hier in Ruhe. Wenn nicht, dann werde ich dich schon zu verteidigen wissen. Nun muß ich gehen, damit Vater

meine Abwesenheit nicht auffällt. Gute Nacht, mein Liebling.“

Es war Mariens Stimme. Sie sprach so liebevoll, so zärtlich, daß mir jedes Wort schon aus Eifersucht, aus Enttäuschung über die Falsche, aus — ich weiß nicht, was ich sagen soll — tief in die Seele schnitt.

Nun wurde die alte Thüre wieder geöffnet. Zitternd vor Wut und zähneknirschend hielt ich meinen Revolver in der Faust. Ich dachte an meinen Schwur; all' der Groll und Schmerz, den ich wegen Mariens Mutter seit so vielen Jahren empfunden hatte, schien sich auf einmal in meiner Brust aufzubäumen. Es war zuviel für mich. Mir stimmerte vor den Augen. Ich glaubte in der Erscheinung Mariens wieder ihre Mutter zu sehen, und rasend wie ich war, feuerte ich meine Pistole auf sie ab. Sie gab keinen Laut von sich und fiel zu Boden. Ich raste über sie hinweg in die Hütte, um mein Werk zu vollenden. Stockfinstere Nacht umgab mich. Ich machte Licht, und — oh, schrecklichstes Entsetzen, grausamstes aller Schicksale, was glaubt Ihr, was meine Augen sahen? In einer Ecke auf einem Haufen Stroh lag der alte Jeff, Mariens Lieblingshund, den ich vor zehn Tagen hatte erschießen lassen! Sein wundes Bein war verbunden, und er fraß aus der Schüssel, die ihm Marie gebracht hatte!

Seht, liebe Freunde, ich habe mein einziges, unschuldiges Kind erschossen, denn ich glaubte —

Erschöpft vor Aufregung hielt der alte Unglückliche einen Augenblick inne. Dann setzte er fort:

„Ich schrie vor Schmerz laut auf, daß es durch den ganzen Wald gellte; ich nahm sie in meine Arme und flehte sie weinend an, mir zu sagen, daß sie nicht tot sei, daß sie leben und mir vergeben wolle. Sie öffnete endlich ihre tiefen, blauen Augen und sah mich an, als ob sie plötzlich das ganze Mißverständnis begriffen hätte. Dann strich sie mir mit ihrem weißen Händchen über mein altes, rauhes Gesicht und hauchte: „Armer alter Vater, leb wohl!“ Das brach mir das Herz, und während ich neben ihr kniend weinte und schluchzte und um Hilfe schrie, hauchte sie ihre Seele aus. Lange hielt ich, über sie gebeugt, ihre Leiche in meinen Armen. Am liebsten hätte ich mir nun selbst eine Kugel durch den Kopf gejagt. Aber ich that es nicht, ich wollte der Reue für meine unmenschliche That nicht feige aus dem Wege gehen. Ich trug die süße, teuerste Last nach Hause und legte sie auf ihr weißes Bettchen. Dann nahm ich Ab-



Eine Wagner-Duettüre.

schied von ihr und von meinem Heim, das ohne sie mir gräßlich war. Eilig kehrte ich zur Jago-Hütte zurück, nahm den alten Hund, den sie so zärtlich geliebt hatte und ... seither sind wir auf der Wanderschaft, Jeff und ich. Es ist nun schon über fünfzehn Jahre her, und ich habe nie das Grab meines armen Kindes gesehen! Die Leute liebten sie alle — der liebe Herrgott segne sie dafür — denn sie wußten, ihre Seele war — rein — wie — frischer Schnee.“

Diese letzten Worte keuchte der Alte mit der äußersten Anstrengung hervor, dann sank er noch einmal tief atmend zurück und lispelte: „Ich fürchte, ich werde wieder einschlafen und träumen. Oh es ist so schrecklich zu

träumen!“ Dann sah er uns so flehend an, als ob er uns bitten wollte, ihm beizustehen. Aber wir sahen es, es war zu Ende mit ihm. Eine Stunde blieb er noch schwach atmend liegen, dann öffnete er noch einmal die Augen. Der Blick traf uns, wie aus einer andern Welt kommend. Wir bemerkten, daß seine bläulich gefärbten Lippen sich bewegten. Wir beugten uns über den Sterbenden und glaubten aus den unbestimmten Lauten die Worte zu verstehen: „Sorget für Jeff, um Marias Willen!“ Und wir beide, mit thränenden Augen, gelobten es, ohne daß er es mehr verstand. Ueber seiner Leiche reichten wir uns die Hände und sagten: „Um Marias Willen.“

Eine Legende vom heiligen Isidor, dem Ackersmann.

Der heilige Isidor und die Tauben.

Nach Lope de Vega von † Edmund Dorer, Baden.

Tiefer Schnee bedeckte die Höhen des Guadarramabirges; der Fluß, der ihm entströmte, stand von Frost gefesselt in seinem Laufe still. Die Bächlein in der Ebene glichen Silberstreifen, die das Land schmückten; alle Wege und Stege waren mit Eis und Schnee überfüllt. Schafe und Hunde drängten sich zusammen, um sich zu wärmen; der Reiche suchte in seinem Warderpelz, der Nermere im rauhen Winterrock Schutz vor der grimmiigen Wut des Frostes — kurz, es war die kälteste Zeit des Jahres. Zu dieser Zeit befahl dem frommen Ackersmann Isidor sein Guts herr Ivan, nach einer nahegelegenen Mühle Weizen zu bringen und dort mahlen zu lassen, da es an Mehl und Brot mangelte. Früh morgens verließ Isidor sein Lager, sprach ein Gebet, hüllte sich in seinen Mantel und trat in den Hof hinaus. Der Hahn krächte, die Hunde bellten, im Stall wieherte das Pferd und harte der Esel. Nachdem Isidor den Hunger und Durst des Esels gestillt hatte, sattelte und rüstete er das gute Lasttier und belud es mit einem großen Sack Weizen. Dann ging es zur Mühle fort. Isidor traf mit einigen Landleuten zusammen und wanderte mit ihnen gemeinsam weiter, indes weit und breit der Schnee im frühen Morgenlänze schimmerte. Am Weg erblickte er einen Baum, dessen Aeste statt der Blätter, die ihm der Winter geraubt hatte, eine Schar weißer Tauben bedeckte. Da er sah, wie die Erde gleich

einer geizigen Stiefmutter, ihr Angesicht mit kaltem Schnee bedeckt hatte und ihren armen Kindern die Nahrung verweigerte, so entfernte er mit großem Eifer den Schnee von dem



„Auf der Alm, da gibst loa Sind!“